

KRISTOPHER TRIANA

TOXIC LOVE

Aus dem Amerikanischen von Dirk Simons

FESTA

Die englische Originalausgabe *Toxic Love*
erschien 2019 im Verlag Blood Bound Books.
Copyright © 2019 by Kristopher Triana

1. Auflage Mai 2020
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Dean Samed

Alle Rechte vorbehalten



Das hier ist für Josh Doherty.
Mögen die Flügel des Birdmans nie
eine Feder verlieren.

»While friends and lovers mourn your silly grave ...
I have other uses for you, darling.«
Alice Cooper

PROLOG

Was soll ich sagen? Ich brauchte das Geld.

Ernsthaft: Warum sonst sollte jemand beruflich menschliche Überreste wegwischen? All das Blut, den Dreck und die Ausscheidungen, bei denen den meisten Leuten das Mittagessen wieder hochkäme oder der Verstand flöten ginge. Manche sagen, auch der meine sei mir inzwischen stiften gegangen, und das mag stimmen, aber als die ganze Sache begann, ging es mir nur darum, irgendwie die Miete zu zahlen und den Kühlschrank zu füllen.

Ich war 45 Jahre alt. In dem Alter ist jeder neue Job so, als versuchte man, sich vom Hospiz-Bett aus noch eine Fremdsprache anzueignen. Mein klappriger Körper hatte kaum ein Gramm Fett an sich, weil ich die Mahlzeiten häufig durch Whisky ersetzte. Mein Haar war grau geworden, und nach 20 Jahren mit einem eigenen Haus und einer eigenen Familie lebte ich nun allein in einem heruntergekommenen Apartment. Als wäre das nicht schon genug, war ich auch noch arbeitslos.

Ich ertrug keinen weiteren Schreibtisch, das war klar. Nach allem, was vorgefallen war, konnte ich mich nicht länger auf Tabellen und Dienstpläne konzentrieren. Welchen Antrieb sollte ich noch haben – zumal mein Leben ohnehin schon halb vorüber war –, 40 Stunden pro Woche zu opfern, damit irgendeine gierige reiche Firma noch reicher wurde? Und für direkten Kundenkontakt

war ich gleich doppelt ungeeignet! Ich konnte ebenso wenig ein Lächeln aufsetzen wie mir einen Fuß aus der Stirn wachsen lassen. Es hatte Zeiten gegeben, in denen ich die Meute aushielt, aber sie waren lange vorüber, und der tägliche Umgang mit Kunden wäre wie Gift, das mich Tag für Tag ein wenig mehr umbrächte. Kundendienst stand also nicht zur Debatte.

Mike Ashbrook – im Quasi-Ruhestand von der gesamten beschissenen Menschheit.

Doch ein Typ ohne College-Abschluss durfte nicht wählerisch sein. Und ich hatte die High School schon kaum geschafft. Ich hatte nie sonderlich gut von anderen lernen können. Ich brauchte meinen eigenen Rhythmus, meine eigenen Interessen. Weil ich ein Sturkopf war, immer schon. Damit hatte ich meine Eltern in den Wahnsinn getrieben und während meiner Ehe allem Anschein nach auch Rachel. Ich brauchte also einen Job, bei dem es nicht aufs Köpfchen ankam. Da mir die Uhrzeit egal war, sah ich mich nach Nachtschichten um. Diese waren oft besser bezahlt, denn niemand wollte um drei Uhr früh noch malochen müssen. Ich hätte einen guten Sicherheitsmann abgegeben, aber die meisten derartigen Gesuche richteten sich an Leute mit Polizei- oder Armee-Erfahrung, und ich hatte im Leben noch keine Waffe abgefeuert. Und wer Kurierfahrer sein wollte, brauchte eine CDL-Lizenz. Allmählich gingen mir die Optionen aus.

Ich überflog gerade die Hausmeister-Stellen, als mir die Ausschreibung auffiel. Fünf Tage später stand ich schon in Lohn und Brot ... und in blutigen menschlichen Ausscheidungen.

Es ging aufwärts.



TEIL EINS

KEINE EIER,

KEINE FEIER

1

Die Splitter in der Wand stammten von Schädelknochen.

Der Typ, der sich das Gewehr in den Mund gerammt hatte, lag in einem Doppelbett ohne Rahmen. Nur ein einzelner Teddybär hatte seinen Hinterkopf von der Wand getrennt. Und nun, da ich die blutige Matratze bewegte, sah der Bär mich aus kleinen Knopfaugen an. Er erinnerte mich an die Lieblingspuppe meiner Tochter Fay, und ich fragte mich, ob sie immer noch mit ihr spielte oder inzwischen zu alt dafür war. Als Vater sollte man so etwas eigentlich wissen.

Ich warf den Bären in die rote Plastiktüte mit dem HAZMAT-Aufdruck.

Dann ging ich zur Werkzeugkiste am Rande der Plane und suchte nach der Pinzette. Ich trug meinen blöden Overall erst seit einer halben Stunde und war doch schon schweißgebadet, denn in der streng versiegelten Schutzkleidung konnte meine Körperwärme nirgends entweichen. Trotz der Gasmasken – die die Luft reinigen sollte, die man einatmete – war der Duft des Todes so dick wie Teer, ebenso faulig wie beißend.

Vergessene Leichen waren immer besonders schlimm. So nannten wir Tatorte, an denen die Opfer erst lange nach Todeseintritt gefunden wurden und in aller Ruhe anschwellen, stinken, verwesen und zu Brei mutieren konnten, der schlimmer stank als eine Deponie voller

Schimmel, Hundescheiße und Schwefelbrühe. Der Gestank war der Grund, aus dem man diesen armen Bastard letztlich doch bemerkt hatte. Die Nachbarn hatten sich beschwert, und als der Vermieter eintraf, fand er einen Mann vor, der sich das Gesicht mit einer Remington entfernt hatte. Vermutlich lebte der Typ allein, zumindest lag die Annahme nahe. Aber was wusste ich schon? Die Identität des Opfers war Sache der Polizei und hatte mich nicht zu interessieren. Ich war nur da, um den Dreck wegzuwischen. Je weniger ich über den Menschen wusste, von dem der Matsch hier stammte, desto leichter fiel es mir, hinter ihm aufzuräumen und mittels Bleiche seine letzten Spuren zu vernichten.

Ich fand die Pinzette und kehrte zurück zur Wand. Das getrocknete Fleisch, das Blut und die Hirnmasse hatte ich bereits entfernt. Nun wurde es Zeit, die Wand selbst in Angriff zu nehmen. Jede Öffnung, in die menschliche Überreste geflogen sein mochten, musste gründlich gereinigt werden, und wenn ich gründlich sage, meine ich das auch. Menschliche Reste sind wie Giftmüll. Zwar trug ich stets meinen Overall, Stiefel, Handschuhe und Maske, doch erst regelmäßige Hepatitis- und HIV-Tests stellten klar, dass ich mich noch immer nicht mit irgendwelchen im Blut versteckten Bakterien infiziert hatte. Ich war keine Putze und auch kein Dienstmädchen, klar? Ich entgiftete Dreckslöcher, in denen Albträume wahr geworden waren und blutige Spuren hinterlassen hatten. Da *muss* man gründlich sein.

Ein stattliches Stück Knochen – etwa so groß wie ein Silberdollar – kam frei. Als Nächstes widmete ich mich den kleineren, zeitintensiveren Stücken. Da ich allein

und die Wand ganz schön gesprenkelt war, würde der Job eine ganze Weile dauern. Es war erst sechs Uhr früh – eine echt angenehme Zeit für einen Tatortreiniger –, doch laut Ryker konnte kein Kollege zu mir stoßen. Ich fragte meinen Boss, warum Jericho oder Shawn nicht zur Verfügung standen, und erfuhr, dass sie nicht länger zur Firma gehörten.

»Ich hab Jericho gefeuert, weil er beim Drogentest versagt hat«, sagte Ryker mir und vergaß offenbar, dass solche Details vertraulich waren. Aus meinem alten Job wusste ich das zur Genüge. »Der Sack war letztes Wochenende völlig breit und kicherte wie blöde, als wir drüben an der Oak diesen Doppelmord aufwischten. Und Shawn hat nach dem Einsatz gekündigt. Ich glaube, die Eingeweide dieser alten Lady waren zu viel für ihn.«

Ich stöhnte. »O Jesus. Das sind Nummer drei und vier in ... Wie lange? Zwei Monaten?«

»Komm schon, Ashbrook«, sagte Ryker und räusperte sich. »Du bist lange genug im Geschäft. Du weißt, wie hoch die Ausfallquote ist.«

Das stimmte. Trotzdem wurde es allmählich lächerlich. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich arbeitete gern allein. Aber dieser Personalmangel führte zu Überstunden, die mir zunehmend in den Knochen steckten. Wir schufteten uns allesamt die Ärsche blutig, und die extralangen Sonderschichten machten den ohnehin schon harten Job nur noch härter. Als Tatortreiniger lebte man ein einsames Dasein, rund um die Uhr abrufbereit. Grauensvolle Verbrechen richteten sich ja schließlich nicht nach Bürozeiten, und waren sie erst geschehen, wollte jeder den Mist schnell weggeräumt wissen. Wenn

trauernde Angehörige sich meldeten, damit jemand die Reste der suizidalen Tochter von den Badezimmerkacheln wischte, vereinbarten sie die Termine nie lange im Voraus. Um auf sein Geld zu kommen, musste man jeden Job annehmen, der reinkam – und zwar sofort. Ich verdiente recht gut, aber ich zahlte auch einen Preis dafür.

Ich kratzte weiter an der Wand und entdeckte den nächsten rostfarbenen Knochensplitter. Schweiß kochte in meinem Schritt und unter meinen Armen, und mein Rücken rebellierte noch von der Nacht im Sessel.

Es versprach ein harter Tag zu werden.

»Ich hab ein paar Vorstellungsgespräche in Aussicht«, sagte Ryker.

Der große, schlaksige Mann war Ende 50, sah aber älter aus. Seine Kleidung war zu weit und unter seinen Augen prangten dauernd dunkle Ringe. Mein Boss erinnerte mich an eine Vogelscheuche. Er hatte volles Haar, aber vermutlich denselben Stylisten wie Bernie Sanders, denn er kämmte es nie. Und er roch irgendwie chemisch – nach Vitaminkapseln, Mottenkugeln und Nasenspray. Seine Füße ruhten auf dem Tisch, und ich sah die schmutzigen Riffelsohlen seiner Sneakers.

»Bis zum Ende der Woche dürften wir einen Neuen an Bord haben«, fuhr er fort. »Ich mach, so schnell ich kann.«

»Scheiße, Harry. Genau das ist doch das Ding. Du kannst nicht den Erstbesten einstellen, der hier reinspaziert. Du musst besser auswählen, sonst erwischen wir immer wieder nur Nieten.«

Harry nahm die Orange von seinem Schreibtisch. Sie sah ein wenig überreif aus, aber er schälte sie dennoch mit einem langen Fingernagel. »Hör mal, Kumpel. Das ist schwerer, als du denkst. Der Lebenslauf eines Bewerbers spielt hier echt keine Rolle. Entscheidend ist, wie sie sich an ihrem ersten Tag im Einsatz machen. Die meisten Leute reagieren dann echt übel, und deswegen halten's so wenige bei uns aus.«

»Schon klar, aber ...«

»Nein, nein«, sagte er und schnippte ein Stück Schale weg. »Du verstehst das nicht. Du gehörst zu den Ausnahmen, die bei dem Anblick nicht das kalte Kotzen kriegen. Ich stelle jetzt schon zehn Jahre lang Leute ein, und ich kann dir sagen: Solche wie du sind selten.« Er legte einen Teil der Orange frei. Saft troff seinen Daumen mit dem schwarzen Nagel hinab. »Wann immer sich hier jemand bewirbt, den ersten Check übersteht und mir den Namen des Präsidenten nennen kann, gebe ich ihm eine Chance.«

Der Stuhl quietschte, als ich mich zurücklehnte. Unser Büro lag im fünften Stock eines rechten Schandflecks, zwischen einem Anwalt, der sich auf Arbeitslose spezialisiert hatte, und einem Masseur mit 150 Kilo Lebendgewicht. Manchmal hörten wir seine Musik durch die Wand – entspannende Windspielklänge. Heute gab es aber ein sanftes Piano, gefolgt von Donnerhall. Ich musste an Sommernachmittage mit meiner Familie denken, an Campingausflüge, raschelnde Baumwipfel und Rehe, die aus Bächen tranken. Ryker ruinierte die Stimmung, indem er das nächste Orangenstück schmatzend verspeiste.

»Also halt durch, ja?«, sagte er mit vollem Mund und leckte sich über den Daumen. »Ich weiß, wie brutal so ein Alleingang ist, aber er dauert nicht mehr lange.«

Das stimmte.

Am Montagmorgen schrieb er mir eine SMS. Ein Frischling habe soeben den Sicherheitskurs absolviert, den die Firma allen Neuankömmlingen aufbrummt, bevor sie in den Einsatz durften. Tatortreiniger bedürfen keiner besonderen Ausbildung, auch wenn starke Chemikalien zu unserem Handwerkszeug zählen (Lösungen, gegen die eine handelsübliche Flasche Putzmittel aussieht wie Kinderkram) und unser Arbeitsplatz im Grunde das Innere des menschlichen Körpers ist. Doch nach einem kurzen Trainingsvideo ließ man die Frischlinge stets auf den erstbesten Job los. Ab dann lag es an mir, ihnen die ekligen Details beizubringen.

Ich stellte Ryker keine Fragen über den Frischling, denn ich rechnete mit einem weiteren Totalausfall. Ich bat nur um meine üblichen drei Dollar die Stunde extra, für die Ausbildung im Einsatz.

Dann wartete ich auf den Loser, der einmal mehr nur auf den blutigen Teppich blicken und prompt das Handtuch werfen würde.

Junge, was lag ich falsch!

»Hi, ich bin Sage.«

Die junge Frau hielt mir ihre Hand hin. Sie war schlank, braun gebrannt und deutlich unter 30. Ihr Gesicht war zart, ihre Augen funkelten, und das blonde Haar fiel ihr bis über die Schultern. Sie trug ein Shirt mit Aufdruck: *Vermont ist wunderschön.*

Ich blinzelte mehrfach, bevor ich ihre Hand schüttelte. Ich hatte mit einem weiteren Kiffer wie Jericho gerechnet, mit einem abgestürzten Lohnsklaven wie Shawn, aber nie und nimmer mit einer atemberaubenden Blondine, die aussah, als käme sie frisch vom College. Eine wie sie sollte für Unterwäsche modeln, nicht Bluteimer füllen! Das mochte ein sexistischer Gedanke sein, aber ich hatte seit Monaten keine Frau mehr angefasst, und mein Hirn war ein wenig festgefahren. Es fiel mir schon schwer, ihr nicht ständig auf Brust und Hintern zu starren.

Das Apartment, in dem wir standen, gehörte zu einem Sozialwohnungsbau im ehemaligen Industriegebiet, einem Tal am Fluss mit alten, verlassenen Fabrikhallen. Mein Van hatte die Strecke dorthin in unter einer Stunde geschafft, denn an Sonntagen war um zwei Uhr früh nicht allzu viel Verkehr. Sage erwartete mich bereits vor dem Gebäude. Mich ... und meine Anweisungen.

»Mike Ashbrook«, sagte ich, schüttelte ihre Hand und hoffte, nicht gar zu blöd zu wirken. Mir war eigenartig leicht zumute, und meine Worte verkamen in meinem Mund zu Asche. »Willkommen im Team.«

Sofort hasste ich mich dafür. Wie hörte ich mich an? Wie so ein seelenloser Schlipsträger-Arsch mit Erbsenhirn. Dabei mochte ich es gar nicht, wenn jemand seine Mitarbeiter als Teammitglieder bezeichnete. Das hier war Arbeit, verflucht, und kein Fußball.

»Ich freue mich sehr auf meinen ersten Tag.«

Sie strahlte. Ich rede nicht von der üblichen Vorfremde eines Frischlings. Sage wirkte absolut begeistert! Ihre Augen waren riesengroß und funkelten, sie biss sich auf die feucht glitzernde Unterlippe, und sie wippte in den

Knien, dass ihre Turnschuhe nur so über den Bürgersteig quietschten.

Der Polizeifotograf trat gerade aus dem Apartment, das Gesicht grün und hässlich wie eine Avocado. Der Tatort war noch »heiß«, wie Ryker es gern nannte. Die Cops beendeten eben erst ihre Arbeit, und der Eigentümer hatte bereits jetzt nach dem Aufräumkommando verlangt. Vielleicht war er Vorfälle wie diesen ja gewöhnt. Glauben Sie mir: Sie wären überrascht, woran man sich alles gewöhnen kann.

Lieutenant George Hallahan kam die Treppe herunter, die Hände in den Taschen seines Trenchcoats und das silbergraue Haar zurückgekämmt. Seine Stirn lag in Falten. Als er mich sah, nickte er – in den letzten Monaten waren wir einander oft begegnet –, dann schaute er zu Sage. Sie war vermutlich im selben Alter wie seine Kinder. Er wandte sich mir zu und zog eine Camel aus dem Päckchen in seiner Manteltasche.

»Heute wartet Arbeit auf Sie, Ashbrook.«

Ich seufzte. »So übel, hm?«

»Schlimmer.« Er zog an der Kippe und sah erneut zu Sage. »Sie müssen neu sein.«

»Mhm«, sagte sie und lächelte wie in einer Kaugummiwerbung.

»Das erkenne ich immer. Der Enthusiasmus verrät's.«

Sage sah beschämt zur Seite, die Hände gefaltet.

»Ich zeig ihr, wie's läuft«, sagte ich Hallahan.

»Heute zeigen Sie ihr sogar noch mehr als das. Wir haben es hier mit einem vermutlichen Mord-mit-Selbstmord zu tun. Ein Typ hat Frau und Kinder geschlachtet.«

Gott, ich hasste es, wenn er mir Details berichtete. Sage starrte neben mir auf das Immergrün, das im Wind des Spätherbstes raschelte.

Sie wirkte unbeeindruckt.

»Wir kümmern uns schon darum«, sagte ich.

Hallahan nickte. »Dann viel Glück.«

Er meinte es nicht einmal sarkastisch. Wie die meisten in der Truppe begriff er, wie wichtig meine Arbeit war. Heute kam er mir besonders ernst vor, vermutlich der Morde wegen, und wenn so ein erfahrener Mordermittler wie er mir eine Riesensauerei versprach, meinte er es auch genau so. Der Täter musste nicht gerade zimperlich gewesen sein.

»Ihnen *beiden* viel Glück«, sagte Hallahan und ging fort, umkränzt von einer Rauchwolke.

Sage lächelte wieder, ganz Sonnenschein und Lollipops. »Wiedersehen.«

Ich beäugte sie von Kopf bis Fuß – nicht in sexueller Art, sondern abschätzend. »Binden Sie sich lieber Ihr Haar zusammen«, riet ich ihr. Sofort zog sie ein Band aus der Tasche und machte sich einen Pferdeschwanz. »Und die weißen Sneaker waren vermutlich nicht die beste Idee.«

»Och, die sind uralt.«

»Besorgen Sie sich Stiefel aus Gummi. Ich hab welche im Van, die Ihnen vielleicht passen. Hat Ryker Ihnen einen Anzug gegeben?«

»Jepp. Und Handschuhe, eine Maske und den ganzen Rest.« Sie lächelte wieder. Mit ihren Grübchen wirkte sie so unschuldig wie ein Disney-Backenhörnchen. »Von mir aus kann's losgehen!«

Sie platzte beinahe vor Erwartung. Man konnte meinen, sie bereite sich auf den Abschlussball vor, nicht auf einen Einsatz. Ich führte sie zum Van, gab ihr die Stiefel und wir zogen unsere Schutzkleidung über. Ich bat Sage, die Masken und Helme zu tragen, nahm meine Werkzeugkiste und den Eimer mit den Putzmitteln und atmete ein letztes Mal die frische, kühle Novemberluft ein.

Die Tür des Apartments stand offen, aber wir mussten uns unter dem Absperrband hindurchdrücken, um es zu betreten. Im Wohnzimmer, das nur schwach beleuchtet war, hingen noch immer ein paar uniformierte Beamte herum. Dieser Teil des Apartments war sauber, und ich beschloss, ihn als Durchgang zu nutzen. Es gab eine Kunstledercouch mit Rissen im Bezug, einen fleckigen Tisch und einen alten Röhrenfernseher über einer billigen Anlage mit zahlreichen DVD-Hüllen daneben. Magazine, Brettspiele und Actionfiguren lagen überall verstreut, Schmutzwäsche hing auf den Stühlen. Die Bude war ein einziges Chaos, aber da nirgends Essensreste oder überquellende Mülleimer warteten, bestand kein Zweifel daran, woher der Gestank rührte.

Ich sah zu Sage. Die erste Reaktion eines Frischlings sagte stets viel aus und half mir einzuschätzen, wie lange eine Person durchhalten würde. Anders als alle anderen Neuzugänge, die erstmals den würzigen Duft des Todes einatmeten (er riecht wie verdorbener Fisch, Essig und Lakritze, wenn Sie es genauer wissen wollen), lächelte Sage noch immer. Ich fragte mich, ob sie zu der Sorte Mensch zählte, die keinen Geruchssinn besaß.

Oder kannte sie den Duft bereits?

Dieser Gedanke entsprang der dunkelsten Ecke meines Verstandes. Derjenigen, die ich manchmal in Alkohol ertränkte, um schlafen zu können.

»Warten Sie kurz hier«, sagte ich und nahm die Planen aus dem Eimer.

Ihre Miene veränderte sich. Sah ich da etwa Enttäuschung?

Ich ging den Flur hinab und bemerkte, dass überall Teppich lag. Scheiße! Teppiche lassen sich nur schwer reinigen, und ich musste sie oft genug komplett rausreißen.

Die Wohnung verfügte über zwei Schlafzimmer und ein einzelnes Bad. Alle Türen standen offen, alle Lampen brannten – gnadenlos. Ich beschloss, es hinter mich zu bringen, und ging zunächst zum Kinderzimmer. Dort fand ich einen kleinen Tisch voller Wachsmalstifte, Fußballbildchen auf dem Boden, einen alten Nintendo-Gameboy und eine Lawine an Spielsachen, die aus einem offenen Schrank quoll wie die Gedärme aus einem geschlachteten Hirsch. Überall war Blut. An der hinteren Wand stand ein Etagenbett mit Superman-Laken, komplett rot. Die Jungs mussten in ihren Betten getötet worden sein, denn diese waren voller Eingeweide – Darmwindungen, Knochensplitter, sogar noch feuchte Ausscheidungen. Fleisch klebte an den Wänden. Ich sah keine Einschusslöcher. Dies waren keine simplen Kopfschuss-Hinrichtungen gewesen. Hier hatte eine Axt gewütet oder ein gottverdammtes Schwert. Wahnsinn.

Ich verließ das Zimmer und legte eine Rolle Plastikplane auf die Schwelle, dann näherte ich mich dem Elternschlafzimmer. Eine lange Blutspur wies mir den

Weg. Die Frau musste nach dem ersten Hieb wohl vor ihrem Mann weggekrochen sein. Blutige Handabdrücke bedeckten die Wände und Hautfetzen lagen auf dem fleckigen Teppich wie weggeworfenes Geschenkpapier an Weihnachten. Wo die Blutspur endete, war der Teppich tiefrot und die Wand voller Gemetzel-Graffiti. Hier hatte der Göttergatte seine Gemahlin getötet. Wäre ich weniger abgehärtet, hätte ich nach dem Warum gefragt. Aber es gab niemanden, den ich fragen konnte. Ich ließ die restliche Plane hier und ging zurück in den Flur.

Die Polizisten waren gegangen und Sage inzwischen allein. Sie trug ihre Gasmasken und den Helm und sah aus wie eine Statistin in einem Zombievirus-Film.

»Geht's los?«, fragte sie, die Hände an der Hüfte.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und hob einfach den Daumen. Dann führte ich sie zum Elternschlafzimmer. Sie sollte behutsam starten können, nicht gleich mit toten Kindern.

Im Zimmer angekommen, blieb Sage abrupt stehen. Sie schaute sich um, ließ den Albtraum auf sich wirken.

Das war's, dachte ich. Jetzt schmeißt sie hin.

Doch das tat sie nicht.

»Mein Gott«, sagte sie stattdessen. »Es ist so wunderschön.«

2

Ich blinzelte. »Was?«

Sage sah mich an, aber nicht in meine Augen. Der ganze menschliche Dreck faszinierte sie zu sehr.

»Haben Sie das gerade schön genannt?«

»Na ja ...« Sie hielt inne. »Gewissermaßen. Je nach Betrachter ist das hier schon ...«

Abermals verstummte sie, glotzte auf das Chaos. In der Ecke, die am schlimmsten besudelt war, ging sie in die Hocke und strich mit dem Finger durch eine Blutpfütze.

Ein Freak. Ich hab's mit einem Freak zu tun. Ryker sucht sich echt die Besten aus ...

Mir grauste es ein wenig. Ob ich den Boss informieren sollte? Mal ernsthaft: Wie krank musste man sein, um einen Tatort wie den hier schön zu finden? Andererseits zuckte Sage wenigstens nicht vor dem Anblick zurück wie der ganze Rest. Sie hatte sich nicht in ihren Anzug übergeben und umgehend gekündigt. Und ich konnte auch nicht länger allein arbeiten. Ich ging auf dem Zahnfleisch. Freak hin oder her, ich brauchte diese Frau.

Zumal: Sie war ganz schön ansehnlich ...

»Okay«, sagte ich und beschloss, ihr fragwürdiges Verhalten zu ignorieren. »Wir müssen anfangen.« Ich hatte die Werkzeuge und chemischen Reinigungsmittel bereits zur Hand, nun öffnete ich mehrere Giftmüllbeutel

und reichte Sage eine Schaufel. »Zuerst die großen Teile. Packen Sie sie ein und binden Sie die Säcke zu. Danach machen wir uns an die Wände.«

Sage nahm die Schaufel ohne Murren und legte los. Zwei Stunden lang kamen wir gut voran, und sie erwies sich als sehr effizient. Sie beschwerte sich nicht und stellte keine dummen Fragen. Sie machte auch keine zweite gruselige Bemerkung mehr.

Den Teppich musste ich tatsächlich zerschneiden und größtenteils wegwerfen. Dies kostete Zeit und Mühe, aber Sage half mir dabei, das Zeug vom Boden zu reißen. Dann schrubbte sie das Blut weg, das auf die Bodendielen durchgesickert war. Geronnenes Blut ist wie Kakerlaken: Es dringt bis in die hintersten Winkel eines Hauses vor und versteckt sich an Stellen, an denen niemand es vermuten würde. Unser Job bestand darin, jeden einzelnen Tropfen zu finden und mittels Bleiche ins Nirwana zu schicken.

Als das große Schlafzimmer endlich sauber war, zogen wir zum Kinderzimmer weiter.

»Ich warne Sie lieber schon vor. Das hier ist ... war das Zimmer zweier kleiner Jungs.«

Sage zuckte mit den Achseln. »Okay«, sagte sie mit leichtem, entspanntem Ton – sorglos, fröhlich, schräg.

»Ich meine ja nur. Manche Menschen haben echt Probleme bei Kindsmorden. Wer einen geschlachteten Erwachsenen erträgt, kommt nicht zwingend auch mit Tatorten zurecht, an denen Kinder starben. Das kriecht einem ins Hirn, wissen Sie?«

Sage sagte nichts. Stattdessen hob sie den Daumen wie ich vorher.

»Also gut.«

Ich ließ ihr den Vortritt in den Abgrund und streckte die Hand aus. Nun gab es kein Zurück mehr. Sage öffnete die breite Tür, und ich folgte ihr über die Schwelle. Als sie das Licht einschaltete, vertrieb die grelle Deckenlampe sogar das graue Tageslicht. Sage erstarrte, und ihr Helm schwenkte von links nach rechts, während sie sich umsah.

»Wow«, sagte sie und klang wie ein Kind, das zum ersten Mal Star Wars schaute. Da war kein Entsetzen, keine Angst. Nur kindliches Staunen.

Vielleicht sollte ich Ryker doch besser informieren.

Dann aber tat sie etwas, das meine Meinung änderte. Sie legte die Hände an die Hüfte und strich sich langsam über die Oberschenkel. Trotz des Schutzanzugs war die Bewegung erotisch und brachte mein Testosteron auf Touren.

Ich hörte sie hinter der Atemmaske seufzen. Es war ein kehliges, wohliger Ton, bei dem ich mir über die Lippen lecken musste. Dann entsann ich mich, wo ich gerade stand, und meine Erregung wich blanker Übelkeit. Mit einem Mal fühlte ich mich verdorben – wie ein alter Mann, der auf dem Karussell seinen Schwanz präsentierte. Ich war am Tatort eines zweifachen Kindsmordes und hatte einen Semi-Ständer?

Manchmal machte ich es mir echt einfach, mich zu hassen. Manchmal verstand ich auch gut, warum Rachel die Scheidung gewollt hatte. Das hier war ein neuer Tiefpunkt, sogar für einen traurigen Wicht wie mich.

Sage drehte sich um und nahm den Helm ab.

»Brauchen Sie eine Pause?«, fragte ich.

Sie hielt den Helm in einer Hand und hob mit der anderen ihre Atemmaske. Ihr Lächeln war warm, ihr Blick so funkelnd wie Lametta. »Mike, bist du Single?«

Meine Kinnlade fiel herunter. »Was?«

»Single. Bist du Single oder hast du eine Frau, eine Freundin ... einen Freund?«

»Warum willst du das wissen?«, erwiderte ich und ging ganz unbewusst ebenfalls zum Du über.

»Nur so. Bist du's?«

Ich lachte leise. Die Kleine war echt ein ultraschräger Vogel. »Ja, ich bin Single.« Ich grinste und verwandelte die Situation in einen Scherz. »Wieso, suchst du ein Date?«

Ihr Lächeln verschwand. Hatte ich es übertrieben? Verflucht, heutzutage kannte man sich echt nicht mehr aus. Doch ihre erhobenen Brauen vertrieben meine Sorgen. Es lag kein Zorn in dem Blick, den sie mir schenkte. Nur der Hauch des Verbotenen, der Verführung.

»Nimm die Maske ab«, sagte sie.

Ich hob die Schultern, nahm den Helm ab und schob mir die Atemmaske über die Stirn. Schweiß lief von meinen Schläfen bis zum Kinn, perlte wie ein feuchter Schnäuzer von meiner Oberlippe. Sage schwitzte nicht und kam mir näher – so nahe, dass ich ihr Parfüm roch, einen Nebel aus erdigen Ölen. Ich räusperte mich, fühlte mich plötzlich ganz seltsam.

»Okay«, sagte ich. »Erledigt.«

Eine nervenaufreibende Stille hing zwischen uns, als sie die Handschuhe auszog.

»Ähm ...«, begann ich, wusste aber sonst nichts zu sagen.

»Ich habe gemerkt, wie du mich vorhin angesehen hast.«

Scheiße. Ich schluckte hörbar.

»Ist schon okay«, sagte sie. »Ich mag es, wenn Männer mich bewundern. Dir gefällt mein Körper, Mike, oder?«

Ich traute meinen Ohren kaum. Sage war eine Spitzenbraut und wahrscheinlich 20 Jahre jünger als ich. Würde so eine mich echt angraben? Ausgerechnet mich? Noch dazu hier? Es *musste* einfach ein Scherz sein. Ryker hatte sie bestimmt angeheuert, um mir einen Streich zu spielen. Aber weshalb sollte er mich verarschen wollen, zumal der Knauserer nie im Leben für so etwas Geld ausgeben würde? War der Streich also Sages eigene Idee? Nicht gerade der beste Weg, in einen neuen Job zu starten!

»Du verarschst mich, oder?«

Sie wirkte verletzt. »Absolut nicht. Ich hab dir eine simple Frage gestellt. Ja oder nein – findest du mich attraktiv?«

»Lady, das ist keine simple Frage, sondern eine dumme. Klar finde ich dich attraktiv. Jeder Mann mit Haaren auf der Brust fände das. Du bist der Hammer.«

Sage trat noch näher. Unsere Stiefelspitzen berührten einander.

»Möchtest du mit mir schlafen?«, fragte sie.

Das nervöse Lächeln, das auf meinen Zügen eingefroren war, verschwand. Gleichzeitig verschwand vermutlich auch alles Blut aus meinem Gesicht und fuhr in meinen Penis. Mir waren einige gut aussehende Frauen begegnet, die gnädig genug gewesen waren, mit mir in die Kiste zu steigen. Rachel war ganz okay; nicht so

scharf wie die Frauen aus dem Fernsehen, aber schon recht hübsch. Meine High-School-Perle Ally war sogar niedlich gewesen. Aber als Don Juan konnte ich wahrlich nicht gelten, nicht einmal als Casanova für Arme. Ich hatte One-Night-Stands genossen, die im Dunkeln besser ausgesehen hatten als im ehrlichen Tageslicht, und Dinge angestellt, mit denen ich lieber nicht angab. Ich hatte gelebt, okay? Weiter nichts. Aber eine Frau wie Sage war mir, selbst als ich in ihrem Alter war, nie untergekommen. Die Sorte war mir stets unerreichbar erschienen wie ein Kunstwerk, das man ansehen, aber nicht anfassen durfte, hinter kugelsicherem Glas in einem Museum. Typen wie ich sahen Mädchen wie ihr nur sehnsüchtig entgegen, wenn sie auf Magazincovern prangten. In echt schenkten sie mir höchstens mal im Vorbeigehen ein Lächeln oder höflichen Small Talk. Entsprechend schwer fiel es mir, diese Situation zu begreifen.

»Sage, was wird das hier?«

Sie lächelte wie der Teufel. »Du weißt genau, was das wird.«

Ich lachte. »Na ja, schon, aber ... Heutzutage wäre es mir lieber, wenn du es mir genau erklären könntest.«

Sie hob die Brauen wie eine junge Julie Newmar. Wie Christina Applegate in den besten Jahren. Als sie näher kam, sammelten sich Schweißtropfen in meinem Schamhaar.

»Okay, ich buchstabiere es dir«, sagte sie. »F I C K, Leerstelle, M I C H.«

Sie legte mir die Hand auf den Schritt, strich über mein Gemächt. Ich zitterte wie ein neugeborenes Kalb, und mein Mund stand offen wie bei einem Dorftrottel.

Meine Lenden pulsierten, und Sage massierte meinen wachsenden Ständer sanft.

Ich stammelte. »Wir, äh ... Wir müssen hier fertig werden und ... ähm ...«

Sage beugte sich vor und knabberte an meinem Hals. Die Härchen in meinem Nacken stellten sich auf.

»Nach der Arbeit«, fuhr ich fort, »können wir zu mir fahren und ...«

Sage trat zurück. Ihre Hand ruhte noch immer an meinem Schwanz, blieb aber reglos. »Nein. Nicht später. Nicht bei dir oder mir.« Sie sah sich um und bedeutete mir, es ihr gleichzutun. »Sondern direkt hier, Mike. Fick mich hier.«

Trotz des wärmenden Schutzanzugs wurde mir kalt. Wir standen im Blut toter Kinder, und diese Irre wollte vögeln? Das war ekelhaft, und doch schob ich ihre Hand nicht weg, als sie mich abermals streichelte. Es war so lange her, dass mich dort unten eine Frau berührt hatte.

»Hör mal, Sage, ich glaube nicht ...«

Sie hielt mir einen Finger an die Lippen, um mich zum Schweigen zu bringen. Dann ersetzte sie ihn durch ihre Lippen.



kristopher triana.com

KRISTOPHER TRIANA (geboren 1977 in New York) schreibt harte Horror- und Noir-Thriller. Seine literarische Begabung fällt sofort auf. Er hat unter anderem die Romane ›The Ruin Season‹, ›Body Art‹ und ›Full Brutal‹ veröffentlicht.

Kristopher ist fanatischer Horrorfan. Ein komplettes Zimmer seines Hauses beherbergt die Buch- und Filmsammlung, inklusive einiger Kisten voller blutiger, trashiger Filmperlen auf VHS-Kassetten.

Kristopher arbeitet als professioneller Hundetrainer und lebt mit seiner Frau in Connecticut.

Infos, Leseproben und eBooks:
www.Festa-Verlag.de